



ALL DIE SCHÖNEN WINTER



Geschichten aus
wunderweißen Tagen



insel taschenbuch 4999
All die schönen Winter



Wo sind sie geblieben: All die schönen Winter? Die Tage mit kältekirrender Sonnenluft und flaumleichten Flockentanz, wenn der glitzernde Schnee unter den Schuhen knirscht und eine weißverzauberte Welt sich vor einem auftut?

Diese Tage des Glücks gibt es noch und wird es immer geben, denn die Erinnerung an sie ist aufbewahrt in den hier versammelten Geschichten über Winterfreuden und Schneevergnügen, über kristallklare Frosttage und tannenduftende Nächte – und über all das, was am Winter schön war und schön ist.

Hiervon erzählen Peter Bichsel, Marieluise Fleißer, Max Frisch, Hermann Hesse, Elke Heidenreich, Marie Luise Kaschnitz, Erich Kästner, Katherine May, Robert Walser u. v. a.

ALL DIE SCHÖNEN WINTER

*Geschichten aus
wunderweißen Tagen*



Ausgewählt von Clara Paul

INSEL VERLAG



Erste Auflage 2023

insel taschenbuch 4999

Originalausgabe

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten.

Quellennachweise am Schluss des Bandes.

Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbecke,

Naumann, Thoben, Köln

Umschlagillustration: Katinka Reinke, Hamburg

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68299-8

www.insel-verlag.de

INHALT

Wundertage

Robert Walser, Schnee	9
Hermann Hesse, Winterglanz	11
Joseph Roth, Verschneite Welt	16
Max Frisch, Schneefreude!	18
Hermann Hesse, Wintertage in Graubünden	25
Thomas Bernhard, Wintertag im Hochgebirge	32
Eva Demski, Schnee	38
Robert Walser, Die kleine Schneelandschaft	41

Winterfreuden

Katherine May, Schnee	45
Walter Benjamin, Wintermorgen	51
Alfred Polgar, Der Maronibrater	53
Herbert Rosendorfer, Schlittenfahrt	56
Ernst Penzoldt, Lufteis	67
Siegfried Lenz, Eisfischen oder Was man mit Hechten erleben kann	70
Hermann Hesse, Der Kavalier auf dem Eise	75
Ödön von Horváth, Wintersportlegendchen	81
Peter Bichsel, Am Anfang war das Wort	82

Weihnachtszauber

- Walter Benjamin, Ein Weihnachtsengel 89
Thomas Bernhard, Von sieben Tannen und vom
Schnee ... 92
Peter Rosegger, Als ich Christtagsfreude holen
ging 97
Marieluise Fleißer, Als wir noch auf das Christkind
warteten 112
Hans Fallada, Bei uns war es am allerschönsten 120
Hermann Hesse, Unter dem Christbaum 130
Oskar Maria Graf, Die Christmette 139
Erwin Strittmatter, Der Weihnachtsmann mit der
Lumpenkiste 144
Elke Heidenreich, Weihnachten 150
Erich Kästner, Auch das geht vorüber 154
Peter Bichsel, Das Fest des Dazugehörens 158

Winterende

- Peter Handke, Einige Episoden vom japanischen
Schneien 165
Marie Luise Kaschnitz, Das dicke Kind 168
Peter Bichsel, Im Schnee von vorgestern 179
Robert Walser, Winter 182

Quellenverzeichnis 187

Wundertage



*»»Schneien« und »Anfangen«, das gehörte für ihn,
wie sonst kaum zwei Vorgänge, zusammen, und
»der erste Schnee«, das war etwas wie der erste Zit-
ronenfalter im Vorfrühling, der erste Kuckucksruf
im Mai, das erste Unters-Wasser-Tauchen im
Sommer, der erste Biss in einen Herbstapfel.«*

Peter Handke, Nachmittag eines Schriftstellers

ROBERT WALSER
Schnee

Wir haben hier Schnee, lieber Freund, soviel du begehrt und du Lust hast. Das ganze Land ist dick mit Schnee bedeckt. Wohin man blickt: Schnee; Schnee da und Schnee dort. Auf allen Gegenständen liegt er, und die Leute unserer Stadt, Groß und Klein, werfen sich, um sich ein Vergnügen zu machen, Schneebälle an. Die Kinder können so viel Schlitten fahren als sie wollen, und das wollen sie gern. Gestern stieg ich im Schnee den Berg hinauf, und je höher ich kam, umso tiefer watete ich im tiefen, weichen Zeug. Nicht nur die Zweige und Äste der Bäume, sondern auch die hohen Stämme waren mit der weißen Last bedeckt. Es war nämlich Schneesturm gewesen, und da fegte aus Westen das tolle Schneewesen daher, als wolle es von seitwärts die Welt mit Weiß überschütten. Nimmt mich wunder, dass nicht Haus und alles zugedeckt worden ist. Immer höher in den verschneiten Wald hinauf stieg ich. Es ging nicht ab ohne einiges Ächzen, denn im frischen tiefen Schnee läuft sich's schwer. Ich zog den Hut vom schwitzenden Kopf ab wie im Sommer, und mein Wintermantel wurde mir lästig. Da hörte ich Axtschläge. Ein junger Bursche stand ganz allein in der weißen, abendlichen Waldeinsamkeit und machte sich mit einer Tanne zu schaffen. Weiterhin und so stieß ich auf ein sonderbares uner-

wartetes Hindernis. Zwei große Tannen, vom Sturm zu Boden gerissen, lagen ihrer stattlichen Länge nach mitten im engen Waldweg und versperrten denselben mit ihren weitausgreifenden Ästen. Doch ich arbeitete mich wacker durch und ging weiter. Schon wurde es finster im weißen Zauberwald. Da ging ich bergabwärts, durch all den Schnee. Einmal warf es mich um, dass ich im Schnee saß, als habe ich mich zu Tisch setzen wollen, um zu soupieren. Ich raffte mich auf, musste lachen und beschleunigte den Heimweg.

HERMANN HESSE
Winterglanz

Nun war vier Nächte und drei Tage fast ununterbrochen Schnee gefallen, ein guter, kleinflockiger, haltbarer Schnee, und in der letzten Nacht war er glashart gefroren. Wer nicht täglich vor seiner Tür gefegt und geschaufelt hatte, war jetzt belagert und musste zur Hacke greifen, um Hauseingang, Kellertor und Kellerluken freizulegen. So war es vielen im Dorf ergangen, und sie werkelten murrend vor ihren Häusern, in Schaftstiefeln und Fausthandschuhen und mit Wolltüchern um Hals und Ohren gewickelt. Die Ruhigen freuten sich, dass der große Schnee vor dem Frost gekommen war und ihnen die bedrohten Wintersaatfelder schützte. Aber hier wie anderwärts sind die Ruhigen sehr in der Minderzahl, und die meisten schimpften weinerlich über den allzu harten Winter, rechneten einander ihren Schaden vor und erzählten Schauergeschichten von ähnlich strengen Jahrgängen.

Aber im ganzen Dorfe waren kaum zwei oder drei Leute, zu denen dieser wunderbare Tag nicht von Sorgen und Ärger, sondern viel mehr von Freuden, Glanz und Gottes Herrlichkeit sprach. Wer irgend konnte, der blieb in Haus und Stall, und wer etwa hinaus musste, der wickelte Frostlappen um Kopf und Seele und ließ seine Sehnsucht keine anderen Wege gehen, als zurück

zur verlassenen Ofenbank, wo zwischen den grünen Kacheln die gegossene eiserne Wärmeplatte glühte. Und doch war es ein Tag, den die Stadtleute keinem Maler glauben würden, viel jubelnder, blauer und blendender als der lachendste Hochsommertag.

Der Himmel stand rein und blau bis in unendliche Fernen offen, die Wälder schliefen unter dickem Schnee, die Berge blendeten wie Blitze oder leuchteten rötlich oder hatten lange, märchenblaue Schatten an, und zwischen allem lag glasgrün der noch nicht gefrorene See spiegelhell in der Nähe, und in der Ferne dunkelblau und schwarz, von glänzenden schneeweißen Landzungen rings umfasst, auf welchen nichts Dunkles war als die dünnen und frierenden Reihen kahler, nackter Pappelstämme. Und durch die Luft und durch den unendlichen Himmel schwärmte prahlend und schwelgerisch das ungeheure Licht, von jedem Hügel und jeder Matte und jedem Stein im Schneeglanz zurückgeworfen und verdoppelt. Es flimmerte in ungebrochenen Wogen über weiße Flächen hin, glühte am Wald und an fernen Bergen in goldenen Rändern auf, zuckte in haarfeinen Blitzen diamanten- und regenbogenfarbig durch die Lüfte, ruhte satt und süß auf gelbem Schilf und in den grünen, jenseitigen Seebuchten aus und machte sogar alle Schatten mild, bläulich weich und wesenlos, als müsste heute an diesem Tage des Glanzes jeder letzte widerstrebende Flecken mit Helligkeit durchdrungen und gesättigt werden.

An solchen Tagen ist es unmöglich, an ein Nachtwerden zu glauben, und wenn am Ende doch die Dämmerung sinkt, ist es wunderbar zu sehen, wie all der gleißend kühne Glast sich langsam hingibt, müde wird und eine Hülle sucht, obwohl nach diesen Tagen auch die Nächte selbst, wenn kein Mond scheint, niemals völlig dunkel werden. Und auch darum sind solche Schneetage so lang, weil der reine Winterhimmel und die Unbändigkeit des Lichtes uns klein und froh zu Kindern macht, so dass wir noch einmal die Erde im Glanz der Schöpfung sehen und noch einmal ohne Bewusstsein der Zeit wie Kinder hinleben, von jeder Stunde überrascht und keines Aufhörens gewärtig.

So ging es mir, als ich gegen das Ende dieses Tages von einer weiten Wanderung zurückkehrend, beim Verlassen des schon finsternen Waldes mein Dorf im roten Abenddufte daliegen sah. Ich hatte schneidend kalte, freie Höhen besucht, von denen ich Hügelzüge, Wälder, Ackerland, Seen und ferne blanke Alpengipfel betrachtete, und war durch todesstille, bläuliche Winterwälder gestreift, wo außer dem ängstlichen Seufzen überladener Stämme kein Laut zu hören war. Ich hatte im Bergwald den roten, vorsichtigen und doch dreisten Fuchs und am schilfigen Ried die dunklen Wildenten belauscht, war über eine Stunde lang einem Schwarzspecht nachgelaufen und hatte an einer tief verwehten Hügellehne die kleine Leiche einer erfrorenen Goldammer gefunden. An einer bevorzugten Stelle hatte ich, zwischen roten Föhren-

stämmen hindurch, den gleißenden breiten Gipfel des Glärnisch gesehen, war auf dem doppelten Lodenboden meiner Winterhose manchen schrägen Hang hinabgeschlittelt und den ganzen Tag keinem Menschen begegnet.

Und nun schritt ich ermüdet und fröhlich heimwärts in der schon rasch zunehmenden Dämmerung, ein wenig steif in den Beinen und ziemlich ausgehungert, aber zufrieden. Heute war ein guter Tag gewesen, ein reiner, köstlicher, unvergesslicher, und der ist hundert halb gelebte und vergessene Tage wert. Und in der Dämmerung auf der schneebedeckten Landstraße ging etwas Kleines vor mir her, das ich einzuholen suchte. Als es noch vielleicht hundert Schritte entfernt war, erkannte ich es als einen kleinen Buben, der auf dem Kopf die viel zu große wollene Nebelkappe seines Vaters und in der Hand einen leeren Eimer trug. Im selben Augenblick, da ich ihn deutlich zu sehen vermochte, begann ich auch, ihn zu hören: er sang nämlich. Eine Weile suchte ich vergeblich zu erraten, was er singe, denn er ging wegen der Kälte sehr rasch, und ich hörte nur vereinzelte Töne. Dann kam ich näher und hielt mich von da an unbemerkt hinter ihm. Er lief eilig, die linke Hand tief in die Tasche gehohrt, und er stolperte öfters auf der rau und ungleich gefrorenen Straße. Aber er sang unaufhörlich, eine Viertelstunde und eine halbe Stunde lang und vielleicht noch länger, bis wir am Dorfe waren und er in die erste, schon dunkle Gasse entschwand.

Immer musste ich nachdenken und mich besinnen, was für ein Lied das doch wäre, das der Kleine sang. Es klang wie ein rechtes Abendlied zu diesem Tage, wie ein Lied aus unvergesslich reichen, dennoch fernen und dunkel gewordenen Kinderzeiten. Der Knabe sang keine Worte, er sang nur la und li und lo, aber es war immer dieselbe Melodie, nur wenig verändert, jedes Mal ein klein wenig anders, la li – la lo, und die Melodie war so bekannt, so selbstverständlich, dass ich leise mitsingen musste. Aber das Lied kannte ich nicht. Vielleicht ist es doch eine vergessene Kindermelodie gewesen. Ich glaube aber nicht. An solchen Wundertagen hört man viele Töne und sieht viele Dinge, die einem oft gehört und oft gesehen und uralt wohlbekannt erscheinen, und man hat sie doch nie gehört und nie gesehen.

JOSEPH ROTH
Verschneite Welt

Seit gestern schneit es.

Das ist kein Schnee von leichtem Oktobergeblüt, wie ihn manchmal spottlustige Herbstwolken aus den Ärmeln schütten. Kein schwindsüchtiger Schnee, der, kaum auf dem Pflaster angekommen, in ein nasses Nichts zergeht wie eine Kriegsschaumtorte auf der Zungenspitze. Kein herbstlicher Schwindelschnee, der eigentlich nur ein weiß verkleideter Regen ist. Seit gestern ist der ehrliche, charaktervolle Schnee da, der Schnee, aus dem die Zuckerkrone des lieben Gottes gemacht ist, der Schnee aus den Wintermärchen, der Schnee der Schneeballen und der Schneemänner.

Stunden, die von den Turmuhren fallen, sinken bis über die eigenen Ohren in den weichen Flaum und lassen nichts mehr von sich hören. Die Hupentöne der Automobile und die Trompetenstöße der Tramwayschaffner wollen schreien und können nicht. Weiße, wollige Flocken legen sich ihnen um Brust und Hals und ersticken sie. Räder knirschen, und Fahrradklingeln sind eingehüllt in dämpfendes Hermelin. Alle Geräusche der Stadt liegen eingewickelt in bauschigem Schnee wie kostbare Instrumente in Watte.

Die Stadt wird vornehm wie eine Silberkönigin in blendendem Pelz. Ihre Pagen, die goldenen Glocken, schrei-

ten in weißen Pelzpantöffelchen durch die Luft. Weicher Schneestaubpuder macht die hässlichen Sorgenrunzeln in ihrem Gesicht unkenntlich. Die Königin Stadt ruht. Wunderbar weiß sind ihre Glieder.

Der Schnee schläft dicht und fest auf den Drähten, auf den Kuppeln der Telegrafentangen, auf Türmen, Erkern und Giebeln. Er hüllt dünne, frierende Zweige ein, wie man Kinder nach einem Bad einwickelt in weiches Flanell. Die Laternen haben weiße, spitzige Narrenkappen und vor den Gesichtern dünne Schleier mit großen weißen Tupfen. Die goldenen Lichtkugeln der Autos und Straßenbahnen wirbeln Kügelchen aus Quecksilber vor sich her, die wie Sonnenstäubchen tänzeln. Alte, missgünstige Besen sind heftig bemüht, den Kobold Schnee zur Ordnung zu rufen. Sie weisen ihn weg vom Trottoir; »Du, pass auf, hier darfst du dich nicht hinlegen!« Aber der Schnee ist ganz ungezogen und setzt sich rittlings auf die schneesüchtigen Besen und die eifrig gebeugten Rücken der Herren Hausmeister. So ist der Schnee.

Die Wolken lagern dicht über den Dächern, um den Schnee leichter aus ihren weiten Manteltaschen schütten zu können. Leichte, dunstige Nebelzungen lecken an den Stirnen der Häuser. Die Menschen hasten durch die Gassen, sie sind gebückt, denn sie tragen Lasten von weißen Wundern auf den Schultern nach Hause.

MAX FRISCH
Schneefreude!

Morgen

Manchmal, statt hinauszujaulen in den Wintermorgen, was sich ein Erwachsener selbstverständlich nicht gestattet, schlägt man seinen Skistock gegen eine Tanne, damit ein solches Schneekissen zerplumpse und verstiebe in jenes Lichtrieseln, das dann eisig und glitzernd heruntersinkt. Man schlottert vor Lust. Und man steigt weiter, und der Schnee rutscht über die Bretter wie feiner und trockener Zucker, während man im Gleitschritt geht und sich die Bretterspitzen leise hineinsägen in dieses weiche Weiß. Wenn ein Wind heranstreicht und es aufweht, bekommt man eine frische Liebkosung übers Gesicht, sodass man rot wird und lachen muss. Dann schüttelt man sein Haar, das grauweiß geworden ist, und es pendeln lauter Perlen darin.

Es geht durch Wald. Zwischen den Stämmen gibt es schräge Sonnenbäder. Mit jenen seltsamen und grellen Klecksen, wie wenn man malt und zu viel am Pinsel hat, sodass die Farbe heruntertrieft übers ganze Bild. Die Sonne strömt aus den Wäldern hernieder und übergießt diese Felder. Mit ihren hundert Kügelchen, die kantenlos ineinanderfließen und sanft sind wie eine frauliche Handbewegung. Übrigens: Was auf diesen Tannenästen

schwebt, sind keine Schneekissen, sondern ganze Bettdecken; und zwischen solchen blendenden Bettdecken und den schlanken Stämmen, die eine ruhige und wohlthuende Ordnung hineintragen, ist der Himmel: ein makellooses Hinblauen.

Schmal ist der Weg. Gerade für ein Paar. Und bloß an rutschgefährlichen Stellen zeigt es sich, dass Mann und Frau allein gehen müssen. Dann ist jedes auf sich selber angewiesen, sobald es heikel wird. Ich spreche nicht vom Leben, sondern vom Weg zum Stoos.

Zwischen den Tannen, die emporpfeilen aus der seitlichen Tiefe, stürzt unser Blick hinunter in eine ferne Ebene. Wie Streichholzschächtelchen sind die Gehöfte von Schwyz, und die Kirchtürme wie Wachskerzen. Sie haben noch keine Sonne. Über den Äckern, deren Schneedecke fadenscheinig ist und einiges Erdbraun durchlässt, hängt noch die steife Morgenkälte: bläulich und glasig. Und nackte Bäume stehen zart und schwarz, als wären sie mit feinstem Tuschpinsel hineingemalt.

Überraschend, indem sich eine Waldlichtung aufreißt, springt der Große Mythen aus diesem flachen Seetal. Seine Wände stehen goldrot und zeigen, wie die Sonne allmählich die Schatten herunterfrisst, während wir steigen und steigen.